

Viel schneller als gedacht, stehe ich wieder vor Ihnen. Diesmal geht es um Jürgen Meister, der mit mir weder verwandt noch verschwägert ist. Trotz der Namensgleichheit wissen wir eigentlich herzlich wenig voneinander.

Ich kannte jedenfalls bis gestern nachmittag seine Kunst nur sporadisch. Ich eilte also durch die Gänge, begann am hinteren Ende, rotierte wie Sie jetzt um die Eingangszone und landete, wie es der Gang durch dieses Zentrum so will, am hinteren Notausgang.

Ich beginne am hinteren Ende. Wenn Sie die Ausstellung durchlaufen haben, landen Sie bei einer klaren, in sich stimmigen Arbeit. Jürgen Meister spielt in ihr mit dem Dreieck, en face, von der Seite her. Immer nähern sich die Linien einander. Im >großen< Dreieck stecken kleine, keilartige Gebilde, die wiederum Dreiecke sind. Die Formen bleiben allerdings allseitig offen, die Spitze ist weggelassen.

Wenn Sie das Werk so betrachten, werden Sie an eine Krone erinnert, an ein strahlendes, vitales, rhythmisch gegliedertes Gebilde. Der Eindruck entsteht auf zweierlei Weise. Zum einen hat der Künstler seine hölzerne Form mit elastischer Spachtelmasse in Acryl bepinselt, dann mit einem „Altweiß“ lackiert, danach mit Perlmetallic-Farben in verschiedenen, Blau- Rot- und Orangetönen, bestrichen. Sie erkennen das Schillern zwischen den Rillen und Furchen nur, wenn Licht von der Seite darauf fällt und wenn Sie sich davor bewegen.

Ich bleibe noch etwas bei diesem Schlußakkord, weil er sehr sinnfällig ist für das Tun von Jürgen Meister. Die Form der Krone, der strahlende Körper hat eine große Tradition. Der Künstler, dessen Ausstellung wir, hier feiern, sammelt Bilderschriften aus alten Kulturen. Ihn interessieren die Kürzel der alten Indus-Kultur, die der Hethiter, der Sumerer, der Ägypter. Sie sind gleichsam sein täglicher Umgang. An ihren Zeichen orientiert er sich, aus ihnen schöpft er seine eigene Kraft.

Der Dreizack ist dem sumerischen Schriftsymbol für >Monat< entlehnt. Die >Mondwende< führt zum Wiedererlangen der Kräfte. Das ist ein schöner >Endpunkt< für eine Schau in einem neurologischen Therapiezentrum. Hier reagiert ein Künstler auf die Situation im Haus. Arrangiert seine Werke nach der Stimmigkeit, der Hoffnung. Wer die Dreiecks-Linien weiter verfolgt, verschwindet aus dem eng begrenzten Korridor, ist wieder frei.

Vor diesem Abgesang oder Abgang, wie Sie wollen, hängt eine wundersame Halbkugel, sie besteht aus einem ausgeschäumten Glasfaserkunststoff, einer weißlichen Masse, die Jürgen Meister mit Teer beschmiert und auf dem Boden gerollt hat, damit sie Schrammen, Flecken, Spuren, kurzum >Patina< erhielt. Obenauf hat er ein göttliches Auge aus Kunstharzpaste von Hand blattvergoldet. Das Auge des ägyptischen Sonnengottes Ra blickt nun auf uns. Es geht ein feiner Glanz von dieser Halbkugel aus, die Hände, scheinen mit fünffachen Fingern über dem Ganzen zu liegen. Es ist ein archetypisches Zeichen. Dank des kugeligen Korpus wölbt sich dieses Wesen nach vorn, dem Betrachter entgegen. Es scheint beinahe, als gebe es dem Kunstgänger wie dem "Patienten Kraft, um den Raum verlassen zu können.

Es ist kein Zufall, was hier passiert. Jürgen Meister hat sehr genau auf die Situation des Neuanfangs, des therapeutischen Erfolgs, auf die anfängliche Qual, den Zusammenbruch reagiert.

Wenn Sie am anderen Ende der Ausstellung mit der Betrachtung beginnen, stoßen Sie auf ein >M<, das Signet eines Meisters. Oder eher einer Meisterin, denn man schaut auf zwei angewinkelte, gespreizte Beine, die Zeichen einer Hohen Priesterin, oder ist es ein zusammengebrochenes Gedankengebäude? Ist das >M< vielleicht der Einbruch eines Balkens? Wäre die Katastrophe vielleicht doppeldeutig? Anfang vom Neubeginn? Ende des alten Wegs?

Es ist eine vom Farbauftrag äußerst feine, labile scheinbar empfindliche Arbeit. Jürgen Meister hat über den Holzkubus Papier geklebt, für Strukturen gesorgt, Kunstharz, Öl und Pigmente benutzt. So ist das dreidimensionale Zeichen langsam gewachsen.

Was hat es mit den Haken, den Stock-Enden an dem zusammenbrechenden >M< auf sich? Jürgen Meister hat sich Gedanken gemacht, was passiert, wenn man nicht mehr das Knie bewegen kann, wenn man etwa, einen neuen Halt, ein Stück Prothese, einen >Verbindungs-Dübel< braucht, der den gebrochenen Knochen zusammenhält, deshalb, hat er die Stabenden herausgucken lassen und dann das Ganze in der ihm eigenen Manier zu neuem Leben gebracht.

Das Objekt hat, wenn Sie davor stehen nicht nur eine Oberfläche, sondern die Farbe läßt das Licht in die Tiefe dringen. Es ist wie in diesem >Zentrum<, wo man sich mit dem äußeren Schein nicht begnügt: Die Heilung muß im Innern ansetzen, wenn sie gelingen soll.

Nun zu dem Forum, bei der jetzt stehen. Hier liegen der Eingang und der architektonische Hauptraum. Da ist es wichtig, einen Akzent zu setzen. Das torartige Gebilde zu meiner Seite könnte ein Gegenpol zum BUGA-Tor des Erwin Heerich sein. Doch welch ein Gegensatz. Heerich konstruiert, rechnet durch, sein Werk ist der lebendige Beweis für die Vitalität des mathematischen Denkens.

Jürgen Meisters 2,40 m hohes Gestell mit dem schrägen Dach ist auch tor-artig, man kann vom Eingang her hineinspazieren, kommt an der Rückseite nicht mehr heraus. Auf hohen Stelzen, auf vier Beinen gleichsam geschützt das Gebilde, aber es bedroht auch. Und dann öffnet es, wenn man unter ihm steht, sein Feigenblatt, seine „Vagina“. Ist das Tor nicht eher eine Urmutter? Mit einer wunderschönen >Haut<. Die in unendlich vielen Tönen schimmert.

Das ist kein Anstrich, sondern reinste Malerei. Sie lockt in die Tiefe, sie will nicht eindeutig sein, sie ist frei zum Assoziieren.

Wenn Sie sich die Bilder genauer anschauen, müssen Sie um sie herumtänzeln, dann geben sie, im Kunstlicht des Abends ihre Grate und Täler, ihre Furchen, ihr Relief frei. Jürgen Meister hat mit einer Spezialwalze, wie man sie früher zum Strukturieren von Tapeten benutzte, Acrylmasse auf das Holz oder die Leinwand gerollt, bevor er die Oberfläche mit dem Pinsel ‚klassisch‘ bemalte. Die Spuren auf den Bildern sind mit Farbe nachgezeichnet, sie wirken nun wie durchleuchtete Blutadern. Im hinteren Trakt gibt es merkwürdige, fliehende Linien, sie sind der Kekinowin entlehnt, einer Bilderschrift mittel-/südamerikanischer Indianer. Voller Leichtigkeit setzt sich die Linie über die Struktur hinweg. Fließend und fliehend laufen die Adern daher, über einem Untergrund, der mit lasierenden und

deckenden Farben besetzt ist, in den Pigmente eingestreut sind, dessen Bewegungsströme so vielfältig sind, daß sich die Assoziationen wie von selbst einstellen.

Ich entlasse Sie jetzt aus meiner Rede. Vielleicht entdecken Sie selbst eine Hand, die wie ein Rechen über dem Papier schwebt, vielleicht ahnen Sie ein Tier, wie in der Höhlenmalerei von Lascaux. Der Betrachter ist ständig aufgefordert, sich seine Zeichen herauszufischen, selbst zu entschlüsseln, zwischen den Tönen die Zwischentöne zu sichten und dann alles zu einer neuen Einheit zu bringen.

Ich wünsche Ihnen viel Freude beim Entdecken seiner Spuren.

Übrigens hat Jürgen Meister vielfach ein Auge eingestreut, - ein Halbkreis mit einem Kreuz - er wartet also in seinen Bildern auf Ihren Blickkontakt.

Dr. Helga Gotsche-Meister, 1992